

Wie ich katholisch wurde

Ein Stück Menschenschicksal

Un vielen Orten, wo ich in den letzten Jahren Vorträge gehalten habe, bat man mich dringend und immer wieder, zu erzählen, wie es eigentlich kam, daß ich als kleiner zwölfjähriger protestantischer Wildfang meine Heimat, die ferne Insel Island, verließ, um draußen in der großen weiten Welt meine Studien zu machen, und wie ich dann auch sogar katholisch wurde.

Mit Freuden habe ich diese Bitten erfüllt, und so kam es, daß ich gerade diese Erzählung öfter als die meisten andern wiederholen mußte; denn für diese zeigten meine Zuhörer ein besonderes Interesse.

Schließlich wurde mir von vielen Seiten nahegelegt, diesen Abschnitt meines Lebens nicht nur mündlich sondern auch schriftlich wiederzugeben¹.

* * *

Wie man es in den sog. „Nonnibüchern“ lesen kann, verbrachte ich meine zwölf ersten — überaus glücklichen — Jugendjahre bei meinen Eltern in Nord-Island.

Ich war protestantisch wie alle meine Landsleute. Es gab damals auf Island zwar einen katholischen Missionar, aber er war der einzige Katholik auf der ganzen Insel. Nicht einmal der erste Konvertit war noch da.

Ich wuchs auf wie eine wilde Blume in Gottes freier Natur, mitten zwischen den stolzen isländischen Bergen, nahe dem Atlantischen Meeresufer.

Ich wurde erzogen nach den Grundsätzen der meisten isländischen Familien, nämlich in der größtmöglichen Freiheit.

Man läßt dort im Lande, nach althergebrachtem normannischem Gebrauch, den Kindern so viel Freiheit wie möglich — nicht damit sie ungezogen werden, — sondern mit dem Zweck, daß sie sich selbst helfen lernen und sobald wie möglich zu einer gewissen Selbstständigkeit gelangen.

So unterläßt man es, soweit möglich, die Kinder wie willenlose Geschöpfe herumzuschieben und sie auf Schritt und Tritt zu überwachen. Man will, daß sie lernen sollen, in ihren kleinen Schwierigkeiten allein, ohne fremde Hilfe, fertig zu werden.

Selbstverständlich hat diese Freiheit ihre Grenzen; mit größter Strenge wird Gehorsam und gutes Betragen gefordert. Darüber wird streng gewacht. Nur läßt man, wie gesagt, den Kindern dabei einen großen Ellenbogenraum.

¹ Eine Schwierigkeit hatte ich bei dieser kleinen Arbeit zu überwinden: ich habe nämlich einige der Begebenheiten, die ich hier erzähle, namentlich den Abschied von meiner Mutter, meine Ankunft in Kopenhagen und anderes, in meinen Büchern „Nonni“ und „Die Stadt am Meer“ seiner Zeit schon erzählt. Ich hoffe jedoch, meinen Lesern nicht lästig zu fallen, denn ich werde mich bemühen, die in Betracht kommenden Stellen, soweit möglich, in einer etwas veränderten Form und mit einigen neuen Einzelheiten wiederzugeben. Das kann ich um so leichter tun, weil ich in meinen Büchern, bei meinen verschiedenen Erlebnissen, lange nicht alles erzählt habe, was ich hätte erzählen können. Hier werde ich daher verschiedene Einzelheiten bringen, die dort fehlen. Auf diese Weise hoffe ich, eine ermüdende Wiederholung zu vermeiden.

Natürlich hatte ich, der kleine Wildfang, gegen diese Erziehungsweise nichts einzuwenden. So wuchs ich denn heran, und als ich sieben Jahre alt geworden, war ich körperlich schon gut entwickelt.

Die Reitkunst, die in Island für jung und alt unentbehrlich ist, lernte ich zu dieser Zeit und bekam nun von meinem Vater ein niedliches kleines Reitpferd zum Geschenk. Es war schneeweiß und hieß *Grani*, gerade wie das berühmte Reitpferd Siegfrieds des Drachentöters.

Nach Herzenslust durfte ich auf dem sichern Rücken *Granis* in der Umgegend Ritte machen. Ich ritt häufig über Stock und Stein, über Berge und Täler und machte Besuche auf fernliegenden Höfen, wo ich immer mit größter Freundlichkeit empfangen wurde.

Meinen kleinen Bruder *Manni* durfte ich zuweilen sogar mitnehmen: er setzte sich dann hinter mir auf den Rücken *Granis*, und hielt sich fest im „Sattel“, indem er mit seinen kleinen Armen sich an mich anklammerte.

Doch die Ritte durch das herrliche Land machten natürlich nicht unsere einzigen Vergnügungen aus: wir wohnten ja am Meeresstrande. Gerade vor unserm Elternhaus lag das große Atlantische Meer. Da war es ja selbstverständlich, daß wir auch einen kleinen Kahn besaßen.

Ohne Schwierigkeiten vonseiten meiner Eltern durfte ich auf dem großen Wasser Ruder- und Segelfahrten unternehmen. Da ruderte ich denn oder segelte auf das herrliche Meer hinaus, allein oder auch mit meinem kleinen Brüderchen.

Gewiß kamen wir dabei mitunter in Gefahr. Das wußten unsre Eltern wohl. Trotzdem wurden uns diese Ausflüge nicht verwehrt. Derartige Gefahren galten nicht als hinreichender Grund zu einem Verbot.

Mehr als ein Mal fiel ich aber doch in die salzigen Fluten. Ich hätte ertrinken können. Doch immer kam ich schließlich mit dem Leben davon.

Einmal machte ich mit *Manni* eine schöne Bootfahrt. Unser Kahn wurde von einer starken Meeresströmung erfaßt und aufs hohe Meer hinausgetrieben. Wir gerieten mitten in ein Rudel riesengroßer Walfische. Doch auch da konnten wir nachher sagen: „Ende gut, alles gut!“ — Wir wurden gerettet und hatten ein neues, zwar gefährliches, aber auch wahrhaft schönes Abenteuer hinter uns.

Soll man diese freie Erziehungsmethode Unvorsichtigkeit und Leichtsinn nennen? Darüber will ich nicht urteilen. Ich kann nur im allgemeinen sagen, daß trotz der großen Freiheit, die die isländischen Kinder genießen, dort im Lande nicht mehr Unglücksfälle vorkommen als anderswo. Wie es nun aber auch sein mag, tummelte ich mich so herum, frisch und fröhlich, glücklich und gesund, bis ich beinahe acht Jahre alt war.

Ich war noch in keine eigentliche Schule gegangen. Meine einzigen Unterrichtsstunden hatte ich bei meiner Mutter gehabt. Sie hatte mir viel Schönes und Lehrreiches erzählt. Meine — ein paar Jahre ältere — Schwester *Vogga* hatte ihr dabei treulich geholfen. Doch das Lesen hatte ich noch nicht gelernt. Bald sollte jedoch mit diesem wichtigen Lehrfach angefangen werden.

Durch einen glücklichen Zufall erlernte ich aber diese Kunst auf eigene Faust, ohne daß meine Mutter etwas davon erfuhr.

Das kam so:

Eines Tages gab mir ein gleichaltriger Kamerad, Arni mit Namen, ein zusammengefaltetes Stückchen Papier mit den Worten:

„Nonni, lauf schnell zu deiner Schwester Bogga und gib ihr das. Sag ihr, es komme von mir.“

Ich lief so schnell, wie meine kleinen Beine mich tragen konnten, zu meiner Schwester, übergab ihr das Papier und sagte, es komme von Arni.

Bogga entfaltete es, betrachtete es eine Zeit lang aufmerksam und brach bald in ein unbändiges Gelächter aus.

Ich war höchst erstaunt, daß ein einfaches Stück Papier eine solche Wirkung haben könne und fragte meine Schwester, warum sie so lache.

„Weil Arni mir so lächerliche Sachen geschrieben hat“, erwiderte sie.

Ich kam aus dem Staunen nicht heraus und bat sie, mir die Sache näher zu erklären. Sie tat es, indem sie mir auseinanderzusetzen versuchte, daß man durch geheimnisvolle Zeichen seine Gedanken auf ein Stück Papier übertragen könne.

Ich wollte es mit eigenen Augen sehen. Sie zeigte mir das Papier. Ich schaute genau zu, konnte aber keine Gedanken darauf entdecken. Ich sah nur schwarze Striche und Punkte, wie wenn eine Fliege darüber gewandert wäre.

Mir kam das alles wie ein Zauber vor, und sofort bat ich Bogga, mich diese Zeichen zu lehren. Sie ging darauf ein, und mit Hilfe von noch einer kleinen neunjährigen Freundin gelang es mir, in einer verhältnismäßig kurzen Zeit das Lesen und Schreiben zu lernen.

Als ich endlich lesen konnte, da auf einmal wurde ich ergriffen von einer neuen eigentümlichen Leidenschaft: es bemächtigte sich meiner eine unersättliche Lese lust.

Ich ging nun nicht mehr so viel hinaus, sondern saß von jetzt an gern zu Hause und las ein Buch nach dem andern. Mein Vater hatte eine kleine Bibliothek. Er erlaubte mir, alle Bücher zu lesen, die darin standen.

Ich las nun und las mit größter Freude nicht nur des Tages, sondern auch zuweilen bis tief in die Nacht hinein. Ja so groß war mein Eifer, daß ich einmal die ganze Nacht hindurch mit Lesen zubachte.

Ich legte mich am Abend mit einem spannenden Buch in der Hand zur Ruhe und fuhr mit dem Lesen fort bis zum frühen Morgen. Ich konnte das leicht tun, ohne jemand zu stören. Ich schlief nämlich allein, in einem eigenen kleinen Kämmerlein unter dem Dach, gerade über meinen Eltern.

Licht brauchte ich, im Sommer wenigstens, nicht anzuzünden, denn in Island sind die Sommernächte ebenso hell wie der Tag. Die Sonne leuchtet ja fast die ganze Nacht am Himmel.

Und was für Bücher las ich denn? Allerlei. Ja, man horche und staune! Sogar Homer und Virgil in isländischer Übersetzung versuchte ich mir zu Gemüte zu führen, natürlich ohne viel davon zu verstehen. Mein Vater hatte mir aber gesagt, diese Bücher gehörten zu den glänzendsten Dichtwerken der Welt. Da mußte ich doch versuchen, mich auch mit ihnen ein wenig bekannt zu machen.

Dann las ich aber auch die persisch-arabischen Wundermärchen, die man „Tausend und eine Nacht“ nennt. Das ging leichter. Ferner vertiefte ich mich in die herrlichen isländischen Sagas, aus dem Goldalter der altisländischen

Literatur. Sie machten auf mein junges Gemüt einen unauslöschlichen Eindruck. Sogar mit den unvergleichlichen Eddaliedern versuchte ich Bekanntschaft zu machen. Sie überwältigten mich durch ihre großartige Poesie, obwohl ich eher ein Ahnen als ein Verstehen ihres goldenen Wertes hatte.

Dann aber kam ein Buch an die Reihe, das einen ungeheuren Eindruck auf mich machte und meinem Gemütsleben eine gänzlich neue Richtung gab: es war dies ein schöner Auszug aus der bekannten Weltgeschichte des italienischen Geschichtsschreibers Cantù. Das Buch war in meine Muttersprache übersetzt und in leichter volkstümlicher Form gehalten.

Es standen dort wundervolle Berichte über die europäischen Länder und Völker. Ich las sie das eine Mal nach dem andern in größter Spannung und mit einem wahren Heißhunger. Und als ich mit diesem Studium zu Ende gekommen war, war mir plötzlich eine neue Welt aufgegangen.

Ich entdeckte hier zum ersten Mal in meinem Leben, daß es in der Welt noch andere Länder gab als die Insel Island. Bis jetzt war nämlich Island für mich sozusagen die ganze Welt gewesen. Nun aber hatte sich mein Gesichtskreis plötzlich ins Riesige erweitert.

Es gab drüben, jenseits des großen Atlantischen Meeres — in weiter weiter Ferne — eine Menge Länder und Reiche, die noch viel größer und schöner waren als meine Heimatinsel. Und es gab Völker dort, die viel mächtiger und älter waren als unser isländisches Volk. Das war mir neu und das war erstaunlich!

Da war Skandinavien, England und Deutschland, Spanien, Österreich, Frankreich und Italien, und noch viele dazu. In England war eine Riesenstadt, die London hieß. Dort wohnten mehr Menschen als in ganz Island!

In Deutschland war ein weltberühmter Fluß, den man Rhein nannte. Er floß dahin zwischen blühenden Weinbergen und lieblichen Hügeln, auf welchen lauter Rosinen wuchsen. Auf jedem Hügel hoch oben standen Burgen und Schlösser. Da mußte ich unbedingt hin!

In Frankreich war eine Stadt, die Paris hieß. Das war eine der glänzendsten Städte der Welt. Dort hatte Napoleon gelebt, der große Kriegsheld. In Frankreich war auch die Jungfrau von Orléans gewesen.

In Österreich waren so viele Völker, daß man sie kaum zählen konnte. — In Italien war Rom, die berühmteste aller Städte der Welt. Und da war der Petersdom und viele andere wunderbare Bauten. Und dort brannte die Sonne so stark, daß die Menschen braun wurden und ihre Haare schwarz. — In Spanien war ein Zauberschloß, das Alhambra hieß, und auch dort gab es viele Rosinen und viel süßen Wein.

Kurz, diese neue gewaltige Zauberwelt draußen entzückte mich, und dieses Entzücken verwandelte sich allmählich in ein leidenschaftliches, ungeheuer großes Verlangen, in diese weite Welt hinauszureisen. Ich wollte diesen Zauber mit eigenen Augen schauen und die Länder und Völker draußen kennen lernen.

Meine Heimatinsel kam mir jetzt vor, wie wenn sie sich außerhalb der bewohnten Welt befände. Tatsächlich lag sie ja am Ende der Welt ganz droben am nördlichen Polarkreis, wie verloren an der nördlichsten Grenze des Atlantischen Meeres.

Ja, hinaus mußte ich unbedingt. Diese mächtigen Reiche und diese zahlreichen Völker mußte ich sehen. Mein Verlangen wurde so groß, daß ich es nicht mehr loswerden konnte. Ich dachte daran Tag und Nacht. Ich sann und überlegte, wie ich meinen großen Plan verwirklichen könne.

Endlich meinte ich, das Richtige gefunden zu haben: Draußen auf dem Meere, gerade vor unserem Haus, lagen jeden Sommer eine Menge fremder Schiffe vor Anker. Das Vernünftigste wäre wohl, so dachte ich mir, in meinem Kahn aufs Meer hinauszufahren, das eine oder andere der fremden Schiffe zu besteigen, mich dem Kapitän als Schiffsjungen anzubieten und so die große Weltreise anzufangen.

Doch als ich bald darauf meinen Eltern den „schönen“ Plan mitteilte, wollten sie zu meinem Erstaunen nichts davon wissen. Und so mußte ich also zu meinem Leidwesen das ganze Vorhaben aufgeben. Mein Verlangen aber, die große Reise zu machen, wurde immer stärker.

Eines Tages ging ich zu meiner Mutter und sprach eingehend darüber mit ihr. Als sie alles gehört hatte, sagte sie mir unter anderem:

„Ich kann dein Verlangen gut verstehen, Nonni. Du hast so viel Schönes über die große Welt draußen gelesen. Es ist ganz natürlich, daß du das alles auch sehen möchtest.“ — Dann fügte sie etwas hinzu, was einen tiefen Eindruck auf mich machte.

„Wenn ein Mensch“, sagte sie, „einen heftigen Wunsch hat, gerade wie du jetzt, und wenn das, wonach er sich sehnt, nicht etwas Böses, Schädliches oder Törichtes, sondern etwas Gutes oder wenigstens etwas irgendwie Vernünftiges ist, so kann er es immer erlangen. Es gibt ein unfehlbares Mittel dazu.“

Man wird verstehen, wie aufmerksam ich bei diesen Worten wurde. In größter Spannung hat ich meine Mutter, mir dieses Mittel mitzuteilen. Sie erwiderte:

„Das will ich gern tun, Nonni. Es ist etwas sehr Einfaches und Leichtes. Wenn das, was man sich wünscht, so ist, wie ich vorher sagte, dann braucht man nur, um es zu erlangen, sich an Gott zu wenden und ihn darum zu bitten. Gott ist allmächtig. Er kann uns alles geben. Er ist auch unendlich gut und will uns nur Gutes tun. Er hat uns sogar ausdrücklich versprochen, uns alles geben zu wollen, um was wir ihn bitten würden.“

Hier machte meine Mutter eine kleine Pause und warf mir einen mütterlich lieben, aber auch ernsten Blick zu. Dann fuhr sie fort:

„Wenn du also, mein kleiner Nonni, ein so großes Verlangen darnach hast, in die weite Welt hinauszufahren, da brauchst du nur den lieben Gott darum zu bitten. Er wird deine Bitte ganz sicher erhören.“

Mit aufgerissenen Augen schaute ich meine Mutter an, wußte aber vor lauter Erstaunen nicht, was ich sagen sollte. Denn, was sie mir da mitgeteilt hatte, war so wundervoll, daß ich es kaum glauben konnte. Ich fürchtete, ich habe sie vielleicht nicht richtig verstanden.

Sie schien meine Gedanken zu erraten und fuhr fort:

„Was ich dir eben gesagt habe, Nonni, ist wahr. Du kannst dich ruhig darauf verlassen. Ich will es dir aber etwas näher erklären.“

Wie ich dir sagte, gibt Gott uns alles, um was wir ihn bitten, vorausgesetzt, daß es etwas Gutes und Vernünftiges ist. Aber merke dir wohl: Gott

hat eine merkwürdige Eigentümlichkeit: er läßt die Menschen auf die Erhörung oft lange warten.

Wenn wir also etwas von Gott haben wollen, da kommt es für uns vor allem darauf an, daß wir Geduld haben und daß wir mit unserer Bitte so lange fortfahren, bis Gott sie uns gewährt, auch wenn wir lange warten müssen. Unser Gebet muß anhaltend sein. Das beste ist, daß wir unser Gebet jeden Tag wiederholen und damit fortfahren, bis wir erhört werden. Ein kurzes Gebet, das man täglich wiederholt, wird immer erhört. Und wenn Gott uns lange auf die Erhörung warten läßt, so ist das kein schlechtes Zeichen. Es ist im Gegenteil ein Zeichen, daß Gott uns etwas besonders Großes und Schönes geben will.“

Ich lauschte diesen Worten meiner lieben Mutter wie einer himmlischen Offenbarung. Und voll Begeisterung sagte ich mir: „Jetzt weiß ich endlich, wie ich in die weite Welt hinauskommen kann!“ Sofort war auch mein Entschluß gefaßt: Ich werde Gott jeden Tag darum bitten und damit fortfahren, bis er mich erhört.

Um diese tägliche Bitte nicht zu vergessen, nahm ich mir vor, sie Gott vorzutragen jeden Abend, in meinem Bette, vor dem Einschlafen.

An diesem ersten Abend fing ich auch schon an. Meine Bitte war kurz und einfach, kindlich und ungekünstelt. Keine bestimmte Formel, sondern nur eben die Worte, die mir jedesmal gerade einfielen.

Gewöhnlich lautete meine Bitte so: „Lieber Gott, ich bitte Dich, hilf mir doch, in die weite Welt hinauszukommen! Ich habe so ein Verlangen danach.“ Und jedesmal schlief ich dann freudig ein mit der Überzeugung, mein Gebet sei zum Ohre des lieben Gottes gedrungen, und er sinne schon auf Mittel und Wege, um mich über das große Meer in die märchenhafte Wunderwelt draußen zu führen.

So tat ich jeden Abend.

Und es vergingen Tage und Wochen, ja es vergingen Monate, und — nichts geschah.

Ich verlor aber deshalb den Mut nicht, sondern betete unentwegt jeden Abend weiter. Endlich war ein ganzes Jahr verflossen. Und während dieser langen Zeit auch nicht das geringste Zeichen von Erhörung zu entdecken!

Es war hart. Aber ich dachte bei mir selbst: „Meine Mutter hat es ja vorausgesagt. Und wahrhaftig, sie hat recht; Gott läßt lange warten.“ — Keinen Augenblick aber kam es mir in den Sinn, an der schließlichen Erhörung zu zweifeln.

Ich fuhr also fort und betete jeden Abend frisch und fröhlich und mit festem Vertrauen das kurze Gebetlein weiter. Und es vergingen noch weitere Monate, und — auch nicht das Geringste geschah. Endlich war sogar das zweite Jahr zu Ende!

Wieder sagte ich mir: „Meine Mutter hat recht: Gott läßt lange warten!“ Und dann fügte ich hinzu: „Das ist ein gutes Zeichen: Gott bereitet sicher etwas ganz besonders Schönes für mich vor.“

Und ich fuhr treulich fort — im dritten Jahre — Gott meine Bitte jeden Abend vorzutragen. Und nun vergingen noch einige Monate in diesem dritten Jahre.

Und dann.... Ja, was jetzt kommt, ist etwas so Erstaunliches, daß ich es kaum erzählen kann: die Erhörung kam — auf einmal, plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel! Und was für eine Erhörung! Sie war so herrlich, so wunderbar, daß sie alle meine Erwartungen weit übertraf...!

Ich will aber doch versuchen, dieses Ereignis — wohl eines der größten in meinem ganzen Leben — kurz zu erzählen.

Es war im Jahre 1870, am 31. Juli, im lieblichen Städtchen Akureyri, in Nord-Island. Ich war gerade unten am Meeresufer, vor unserem Hause, zusammen mit mehreren andern Kindern des Städtchens — am Spielen.

Mein Elternhaus stand da, auf einer kleinen Erhöhung, ganz nah am Meere. Dort wohnte meine Mutter mit uns Kindern. Mein Vater war ein Jahr vorher gestorben. Die Mutter erzog uns mit größter Sorgfalt, meist mit Güte und Milde. Zuweilen konnte sie auch streng werden, besonders wenn wir Streiche machten. Und was mich, den unverbesserlichen Wildfang betraf, so ließ ich es leider an Streichen gerade nicht fehlen. Ich war damals schon zwölf Jahre alt geworden.

Während ich nun da am Spielen war, kommt auf einmal aus dem Hause heraus meine größere Schwester Bogga. Sie lief geradewegs auf mich zu und schaute mich ungewöhnlich feierlich an:

„Nonni“, sagte sie, als sie mich erreicht hatte, „du mußt sofort zur Mutter hinauf. Sie wartet auf dich und hat — dir — etwas — Wichtiges — zu — sagen.“

Die letzten Worte betonte sie ganz eigentümlich und sprach sie unheimlich langsam aus. Man wird verstehen, daß mir — dem Wildfang — bei diesem Bescheid nicht ganz geheuer zu Mut wurde.

Ich dachte natürlich, daß ich mir wohl wieder etwas zuschulden habe kommen lassen. Und nun sollte ich von meiner Mutter zur Rechenschaft gezogen werden. Das war nicht gerade angenehm.

Doch im Augenblick konnte ich nicht finden, was es sein mochte. Es schien mir sogar, daß mein Gewissen gerade jetzt in ziemlich guter Verfassung sei. Ich wandte mich deshalb an meine Schwester mit der Frage:

„Weißt du, was es ist, Bogga?“

Sie antwortete — immer noch hochfeierlich und ernst —: „Ja, Nonni, ich weiß, was es ist. Ich darf es dir aber nicht mitteilen. Ich kann dir nur das eine sagen: es — ist — etwas — außerordentlich — Wichtiges — und — Ernstes....“

Diese Antwort meiner Schwester war weit davon entfernt, die Sache besser zu machen. Jetzt wurde ich geradezu erschreckt. Doch da war nichts zu machen, ich mußte zu meiner Mutter hinauf.

Ich ging langsam auf unser Haus zu, blieb ein wenig vor der Eingangstür stehen, und trat dann endlich hinein. Ich näherte mich der Tür des Zimmers, in dem die Mutter saß, wartete auch dort ein wenig und klopfte schließlich an.

„Herein!“ rief meine Mutter. Zögernd machte ich die Tür auf. Ich schaute zur Mutter hin. Sie saß dort auf einem Stuhl und war am Nähen. Ich warf einen forschenden Blick auf ihr Gesicht und entdeckte zu meiner Beruhigung, daß sie zwar etwas feierlich-ernst, aber doch nicht unwillig aussah.

Als ich näher kam, schaute sie mich — wie mir schien — mit etwas Besorgnis an. Sonst konnte ich aus ihrem Blick und Benehmen nichts anderes

als ihre gewöhnliche mütterliche Milde und Güte herauslesen. Das beruhigte mich bedeutend.

Durch ein Zeichen gab sie mir zu verstehen, daß ich mich nah zu ihr setzen sollte. Ich nahm auf einem Stuhl Platz und rückte ganz nah zu ihr hin.

Dann fing sie an zu sprechen. Und was sie mir jetzt sagte, das war so seltsam-großartig, es war so erstaunlich und es kam mir so unerwartet, daß mir bald Hören und Sehen vergingen. Ja ich kann ohne jede Übertreibung sagen, daß das, was ich jetzt zu hören bekam, die weitaus größte Überraschung meines ganzen Lebens war.

Meine Mutter fing so an:

„Hättest du vielleicht Lust, Nonni, höhere Studien zu machen? In ein Gymnasium zu gehen, wo man Griechisch und Lateinisch lernt?“

„O ja, Mutter“, erwiderte ich rasch. Denn höhere Studien zu machen, danach sehnte ich mich schon lange, und ganz gewaltig.

Es war mir klar: ich sollte Gymnasiast werden. Ich konnte mir aber nichts anderes denken, als daß ich nach der Landeshauptstadt Reykjavik geschickt werden solle, denn dort war das einzige große Gymnasium der ganzen Insel.

Nach Reykjavik zu reisen war aber etwas sehr Ungewöhnliches, denn Reykjavik lag weit von uns entfernt, auf der andern Seite des großen Landes. In gewaltiger Spannung fragte ich deshalb meine Mutter:

„Mutter, soll ich nach Reykjavik, um dort zu studieren?“

Statt gleich zu antworten, schaute meine Mutter mich eine Weile merkwürdig ernst an und sagte dann langsam und mit Nachdruck:

„Nein, Nonni, es handelt sich nicht um Reykjavik, auch nicht um das Gymnasium dort. Es handelt sich um etwas unendlich Größeres und Wichtigeres!“

Jetzt verwandelte sich meine Spannung in eine ungeheurere Ergriffenheit. Sprachlos schaute ich meine Mutter mit weitaufgerissenen Augen an. Sie aber legte ihr Nähzeug auf den Tisch, wandte sich zu mir hin und fuhr fort:

„Ich will dir sagen, um was es sich handelt, Nonni. Du hast jetzt Gelegenheit, höhere Studien zu machen, nicht hier in Island, sondern draußen, in der großen weiten Welt, nach der du dich so lange hinsehnst, in einem der südlichen Länder Europas, in einer der schönsten Gegenden der Welt. In einem Lande, wo fast immer Frühling herrscht, wo die köstlichsten Früchte wachsen, die wir hier kaum dem Namen nach kennen: Apfelsinen, Feigen, Weintrauben, wo überall herum Palmbäume zu sehen sind. Dort hast du jetzt Gelegenheit hinzureisen, um in einem vornehmen Gymnasium zu studieren....“

Jetzt bekam ich Herzklopfen.... Es wurde mir schwindelig.... Ich war unfähig, auch nur ein Wort herauszubekommen....

Nach einer kleinen Pause fragte mich meine Mutter:

„Und nun, Nonni, was sagst du aber dazu? Hast du Lust, diese Gelegenheit zu benutzen?“

Mit größter Anstrengung, meiner Ergriffenheit Herr zu werden, brachte ich schließlich nur die Worte heraus:

„Mutter, wie ist das aber gekommen? Wie hängt das alles zusammen? Wie heißt das Land, wohin ich reisen soll?“

„Du hast recht, danach zu fragen, mein lieber Nonni. Ich will dir nun auch alles sagen: Du weißt ja, daß ein katholischer französischer Priester in Reykjavik wohnt. Er heißt Baudoin und ist der einzige Katholik auf ganz Island. Als junger Priester ist er von Frankreich hierher gekommen, um die katholische Religion bei uns zu predigen.

Er kennt unsere Familie ein wenig; denn vor nicht langer Zeit ist er hier im Nordlande gewesen. Bei der Gelegenheit kam er auch zu mir. Du warst damals nicht zu Hause. Er fragte mich nach meinen Kindern, und dann wurde auch von dir gesprochen. Er ist ein ausgezeichnete Mann und hat auf uns alle hier im Haus den besten Eindruck gemacht.

Jetzt aber kommt die große Sache, Nonni.

Heute habe ich von Herrn Baudoin einen Brief bekommen. Darin erzählt er mir, daß er vor kurzem ein Schreiben erhalten hat von einem hochvornehmen und sehr reichen französischen Grafen aus der Stadt Avignon.

Dieser Graf, schreibt er, sei ein sehr gottesfürchtiger, guter Mann. Er kenne Island, die Geschichte und die Literatur des Landes und habe infolgedessen ein großes Interesse und eine große Liebe zum isländischen Volk.

Um diese seine Zuneigung für Island zu beweisen, habe er den dringenden Wunsch, ein paar isländische Knaben zu sich nach Avignon kommen zu lassen. Er habe sich deshalb an ihn, den Herrn Baudoin nämlich, gewandt, um ihn zu bitten, ihm zwei solche Knaben ausfindig zu machen und sie in seinem Namen nach Avignon einzuladen.

Er verspricht von seiner Seite, für sie sorgen zu wollen, wie wenn sie seine eigenen Kinder wären. Er werde sie studieren und christlich erziehen lassen, und zwar in einem der besten Institute des Landes, wo die Söhne der vornehmen französischen Familien studieren und erzogen werden. Er werde über sie wachen und, wie gesagt, für sie in jeder Beziehung sorgen.

Dies alles schreibt mir der Herr Baudoin in seinem Briefe“, sagte meine Mutter. Dann machte sie eine Pause und ließ ihren Blick auf mir ruhen. Ich merkte wohl, daß jetzt etwas sehr Wichtiges komme. Und ich täuschte mich nicht, denn nach einer kleinen Weile fuhr sie fort:

„Am Schlusse seines Briefes, Nonni, wendet der Herr Baudoin sich an mich mit dem Vorschlag, ob ich wohl Lust habe, meinen Sohn, den kleinen Nonni, von dem ich ihm ja damals bei seinem Besuch bei uns erzählt habe, nach Südfrankreich, zum vornehmen Grafen in Avignon reisen zu lassen?

Also, Nonni, von den beiden isländischen Knaben, welche zum Grafen in Avignon eingeladen sind, bist du der eine!

Selbstverständlich werde ich, wie immer, so auch besonders jetzt, in dieser überaus wichtigen Angelegenheit, dich gänzlich frei lassen. Du selbst sollst entscheiden, ob du dieses Angebot des französischen Edelmannes annehmen willst oder nicht. Aber, merke es dir wohl, du stehst hier vor einer sehr wichtigen Entscheidung.“

Hier machte meine Mutter wieder eine Pause und schaute mich fragend an. Ich war aber noch immer so ergriffen und so verwirrt, daß ich kaum imstande war, etwas Vernünftiges zu sagen.

Meine Mutter merkte es wohl. Sie fuhr deshalb nach der kurzen Pause fort:

„Mein lieber Nonni, im Briefe des Herrn Baudoin steht noch etwas, was sich auf dich bezieht und was dich interessieren wird. Der französische Graf hat nämlich fünf bestimmte Bedingungen in Bezug auf die Wahl der beiden isländischen Knaben gemacht. Ich will sie dir mittheilen:

Erstens sollen die beiden Knaben zwölf Jahre alt sein. Das trifft für dich zu, denn du bist jetzt zwischen zwölf und dreizehn Jahre alt.

Zweitens will er nur solche Knaben, die von starker, blühender Gesundheit sind. Auch das paßt auf dich; denn deine Gesundheit ist blühend und stark und läßt überhaupt bis jetzt nichts zu wünschen übrig.

Drittens verlangt er, daß man Jungen auswähle, die Lust und Fähigkeit zu höheren Studien haben; denn er will sie ja studieren lassen.

Viertens will er nur solche Knaben, die noch unschuldig und unverdorben sind. Von sittlich verdorbenen Jungen will er nichts wissen.

Endlich, als fünfte Bedingung, verlangt er, daß die Knaben aus einer wenigstens anständigen Familie sind.

„Und nun, Nonni“, fuhr meine Mutter fort, „jetzt möchte ich dir die Frage stellen: Was meinst du nun selber zu dieser Einladung des französischen Grafen? Hast du Lust, sie anzunehmen? Das ist wohl die wichtigste Frage, die dir bis jetzt in deinem ganzen Leben gestellt worden ist.

Bevor du mir aber deine Antwort gibst, bitte ich dich um eines: warte erst ein wenig und denke erst eine Weile ruhig nach. Wenn du dir dann alles gut überlegt hast, dann erst sage mir deine Antwort: entweder ja oder nein. Was du wählen wirst, das wirst du bekommen. Wenn du nein sagst — und das darfst du ja tun —, nun gut, dann wirst du weiter hier bei mir bleiben. Ein anderer Junge wird dann statt deiner eingeladen werden. Wenn du aber ja sagst, dann wirst du nach ungefähr drei Wochen von hier abreisen. So steht es im Briefe.

Nach kurzer Zeit wird hier im Hafen ein kleiner dänischer Segler eintreffen. Der wird hier eine Zeit lang liegen; dann fährt er nach Kopenhagen ab.

Auf diesem kleinen Schiffe wirst du Island verlassen. Es wird dich über das große Atlantische Meer, bis zur ersten Haltestelle deiner langen Reise bringen, nämlich nach Kopenhagen, der Hauptstadt Dänemarks. Dort wirst du ans Land gehen und einige Tage dich ausruhen — bei dem Bischof der dortigen Katholiken.

Dieser Herr soll dann für deine Weiterreise von Kopenhagen nach Avignon sorgen. Das hat der französische Graf schon im voraus mit ihm abgemacht.

Und nun, Nonni, jetzt weißt du genug, um dich entscheiden zu können. Also überlege dir die wichtige Sache, und erst, wenn du dich entschieden hast, gibst du mir deine Antwort.“

Ich lehnte mich zurück im Stuhle und fing an zu überlegen, so wie ein kleiner zwölfjähriger Wildfang zu überlegen imstande ist.

Es wäre nun sonst gewiß zu erwarten gewesen, daß ich sofort frisch und freudig in ein jubelndes Ja hätte ausbrechen müssen. Denn jetzt sollte mein großes Verlangen, in die weite Welt hinauszureisen, erfüllt werden.

Aber ich sollte ja zuerst, nach der Weisung meiner Mutter, mich eine Weile ruhig verhalten und nachdenken....

Also verhielt ich mich ruhig — doch nur äußerlich; denn die wunderbare Mitteilung meiner Mutter hatte mich, wie schon gesagt, dermaßen ergriffen, daß mein ganzes Innere erschüttert und noch immer aufgewühlt war.

Doch ich machte ernste Versuche zu überlegen und nachzudenken: Ich dachte an den vornehmen französischen Grafen in Avignon, an die herrliche Gegend dort, an die Palmbäume, die Feigen, die Apfelsinen, die brennende Sonne des Südens, das große, vornehme Gymnasium, die vielen frisch-fröhlichen französischen Knaben mit ihren schwarzen Augen und gebräunten Gesichtern.

Meine Gedanken schweiften herum in einer mir gänzlich neuen wundervollen Welt, der Märchenwelt des sonnigen Südens.

Ich dachte an die höheren Studien, die dort betrieben wurden, an die griechische und lateinische Sprache, an die Meisterwerke Homers und Virgils und der vielen andern weltberühmten griechischen und römischen Schriftsteller, die ich jetzt lesen sollte.

Ich hatte ja, wie früher bemerkt, mehrere dieser unsterblichen Werke in der kleinen Bibliothek meines Vaters gesehen und auch einiges davon in isländischer Übersetzung gelesen.

Ich dachte an die höhere Bildung, die ich mir dort unter der Leitung gelehrter Professoren erwerben sollte.... Eine glänzende Zukunft stand mir bevor.... Vielleicht würde ich selber einmal ein Gelehrter und ein Professor werden....

So schweifte ich denn auf den Schwingen der Phantasie in dieser neuen Märchenwelt umher.... Das war mein „Überlegen“ und mein „Nachdenken“.

Und ich war bald nah daran, mich im Stuhle aufzurichten und meiner Mutter ein bestimmtes, ein — wie mir schien — „wohlüberlegtes“ Ja zu sagen.

Aber da, auf einmal, fühlte ich, wie wenn eine Hand sich auf meine Brust gelegt und mich wieder gegen die Stuhllehne zurückgeschoben hätte.

Und dann war es mir, wie wenn meine Seele, mein ganzes Wesen plötzlich durch eine geheimnisvolle Macht aus all diesen sonnigen Gedanken herausgerissen würde.

Gleichzeitig stiegen unheimliche Schatten vor meinem Bewußtsein empor, und wie dunkle Wolken zogen drohende, schreckenerregende Gedanken an meiner Seele vorüber. Eine plötzliche Angst bemächtigte sich meiner: es waren die Schattenseiten dieser großen, seltenen Angelegenheit, die sich nun auf einmal meiner Seele zeigten.

„Mein Gott!“ ertönte es in meinem Innern, „wenn ich ja sage und diese lockende Einladung annehme, da folgt aber auch daraus etwas unendlich Trauriges!“

Es folgt daraus, daß ich den besten Freund, den ich in der ganzen Welt besitze, meine gute heißgeliebte Mutter, verlassen muß!

Und ich muß sie verlassen — nicht auf einige Wochen, Monate oder Jahre, sondern wahrscheinlich für das ganze Leben! Denn diese weite, ferne Welt, wohin ich reisen soll, wird mich wohl sicher für das ganze Leben festhalten.

Auch alles andere, was mir lieb und teuer ist, werde ich auf immer verlassen müssen: Manni und Bogga, meine lieben Geschwister..., Island, mein teures Vaterland, und alle meine Freunde!“

Diese Gedanken senkten sich auf meine Seele nieder mit einer solchen zermalmenden Wucht, sie verursachten mir einen solchen Schmerz, daß mir

sofort heiße Tränen in die Augen schossen und meine beiden Wangen herunterrollten. ... Ja, mein Schmerz war so groß, daß ich nahe daran war, vom Stuhl aufzuspringen, meiner lieben Mutter um den Hals zu fallen und ihr, als Ergebnis all meiner Überlegungen, ein festes, unwiderrufliches Nein zuzurufen.

Doch bevor ich dieses Nein herausbringen konnte, da auf einmal schoß mir ein neuer Gedanke bligschnell durch den Sinn.

Es war, wie wenn ein plölicher Donnerschlag die drohend dunklen Wolken zerteilt hätte, um dieser neuen, bligschnellen Eingebung Platz zu machen. Alles andere verschwand, sie allein stand da im hellsten Licht vor meiner Seele:

„O mein Gott!“ rief es in meinem Innern mit unwiderstehlicher Kraft aus, „diese ganze Mitteilung meiner Mutter, die Einladung des Grafen, die große Reise in die weite Welt hinaus ... das alles kommt ja ganz allein von dir! Es ist nichts anderes als die Erhörung meiner vielen Gebete!“

Nun habe ich dich mehr als zwei Jahre hindurch jeden Abend gebeten, mir in die weite Welt hinauszuhelfen. Ich meinte, du würdest mich auf einem fremden Fahrzeug, als Schiffsjungen hinausenden ... und nun hast du etwas unendlich Schöneres für mich getan: Du bietest mir an, nach einem der schönsten Länder der Welt zu reisen. Du läßt mich von einem hochvornehmen, reichen, gottesfürchtigen Grafen einladen. Er will für mich sorgen, wie wenn ich sein Kind wäre. Er will mich studieren lassen mit den Kindern der besten Familien des Landes!

O mein Gott, das alles hast du getan. Du bist es, der sich meiner angenommen hat und mich einer glänzenden Zukunft entgegenführen will.

Da darf ich aber nicht nein sagen. Das hieße, eine göttliche Wohltat zurückweisen. Das hieße gegen deinen Willen handeln.“

Diese Erleuchtung, die — wie es mir immer klarer wurde — von oben kam, war so stark und so überzeugend, daß ich nun, wie von einer höheren Macht getrieben, mich rasch im Stuhl aufrichtete, meiner Mutter um den Hals fiel und ihr ein entschiedenes, ein festes Ja zurief.

„Mutter!“ sagte ich, immer noch weinend, „ich nehme die Einladung des Grafen an. Ich will nach Avignon reisen!“

Meine Mutter schaute mich mütterlich mild und freundlich an. Sie sah die Tränen, die meine Wangen hinunterrollten, und sie verstand gut, warum ich weinte. Sie drückte mich liebevoll gegen ihr Herz und sagte:

„Mein lieber Nonni, du hast klug gewählt. Auch ich bin jetzt dafür. Und wenn dein Vater noch lebte, würde auch er dafür gewesen sein.“

Ich setzte mich wieder auf den Stuhl ganz nahe bei ihr. Sie aber fuhr fort: „Du weinst, Nonni“, sagte sie. „Ich weiß wohl warum. Es ist schwer für ein Kind in deinem Alter, sich von seiner Mutter trennen zu müssen, und das vielleicht für das ganze Leben. Aber glaube es mir, es ist auch für eine Mutter schwer, ein geliebtes Kind, vielleicht auf immer, von sich fortziehen zu lassen.“

Also, Nonni, wir beide haben jetzt ein schmerzliches Opfer zu bringen, und ich glaube, daß wir in diesem Falle es bringen müssen. Es kommt mir nämlich vor, daß kein geringerer als Gott selber es von uns verlangt. Wenn das aber der Fall ist, dann dürfen wir nicht nein sagen. Denn Gottes Wille muß ja immer und überall geschehen.

Gott scheint etwas ganz Besonderes mit dir vorzuhaben, Nonni. Er hat deine Gebete erhört — und auf welcher wundervollen Weise! Er ist es, der dem französischen Edelmann eingegeben hat, dich nach Avignon einzuladen. Diese Einladung kommt noch viel mehr von ihm als von dem Grafen.

Also, mein liebes Kind, ich wiederhole es, du hast klug getan, diese Einladung Gottes anzunehmen. Und wenn auch die Trennung von deiner Mutter dir schwer und hart erscheint, so tröste dich und habe keine Furcht. Alles was jetzt mit dir geschehen wird, wird dir zum Bestengereichen.“

Wie erfrischender, lindernder Balsam ergossen sich diese Worte meiner guten Mutter über mein wundes Herz. Ich war aber auch nicht wenig erstaunt, daß sie genau dieselben Gedanken aussprach, die gerade vorher vom lieben Gott, wie ich meinte, auch mir selber eingegeben worden waren.

Meine Mutter nahm jetzt ein linnenes Tüchlein, das vor ihr auf dem Tische lag, und trocknete mit sanfter Hand meine Tränen ab. Ich gab mir Mühe, sie zurückzuhalten, und saß nun schweigend auf meinem Stuhle ihr gegenüber da.

Dann fuhr sie fort und sagte:

„Dein Schicksal, Nonni, ist nun entschieden. Du hast nur noch drei Wochen mit deiner Mutter zusammenzusein. Während dieser Zeit werde ich alles Nötige tun, um deine Reise vorzubereiten. Ich werde einen Platz für dich auf dem kleinen dänischen Schiff bestellen. Ich werde auch alles zusammenbringen, was du mitnehmen sollst.

Du aber wirst nun in dieser Zeit jeden Tag hinausreiten müssen, bald nach links, bald nach rechts, um bei den Freunden der Familie in der Umgebung Abschied zu nehmen.“

Nach diesen Worten stand die Mutter auf und entließ mich mit der Ermahnung, ich solle jetzt meine Traurigkeit zu beherrschen suchen und wieder frisch und fröhlich sein wie vorher. Ich befolgte diesen Rat, und es vergingen nun die folgenden Tage mit vielen Ritten in der nächsten Umgebung herum.

Ich nahm jeden Tag Abschied von unsern Freunden, bald hier, bald dort, und bekam bei diesen Besuchen allerlei zu hören über meine bevorstehende Reise.

Einige verurteilten den ganzen Plan und meinten, es sei entseßlich, mich auf diese Weise fortreisen zu lassen, ich gehe meinem sichern Untergang entgegen.

„Draußen in der Welt“, sagten sie mir, „sind viele Gefahren und viele böse Menschen. Wie wirst du dort ganz allein, in einem so jungen Alter, ohne Vater und Mutter, bestehen können? Gib deinen gefährlichen Plan auf und bleibe hier. Das ist sicherer.“

Andere waren der entgegengesetzten Meinung. Sie billigten vollauf meinen Entschluß und sagten, ich gehe einer glänzenden Zukunft entgegen. Ich solle Gott danken für diese Gelegenheit, eine höhere Bildung mir erwerben zu können.

Auf mich machten jedoch diese Bemerkungen wenig Eindruck, denn mein Entschluß war unwiderruflich gefaßt, und meine Mutter hatte ihn gutgeheißen.

Eines Tages machte ich zusammen mit meiner Mutter meinen Abschiedsbesuch bei einem unserer Freunde. Es war dies ein älterer protestantischer Prediger, ein gelehrter, frommer und guter Mann. Er hieß Magnússon.

Als wir bei ihm in seinem Arbeitszimmer saßen, erzählte ihm meine Mutter, wie wir die Einladung des französischen Grafen angenommen, und wie jetzt alles für meine Abreise nach Frankreich vorbereitet sei. Zum Schluß fragte sie ihn: „Und jetzt, Herr Pastor, was meinen Sie von dieser Sache? Der Graf scheint katholisch zu sein. Er wird sicher meinen kleinen Jungen in einem katholischen Institut erziehen und unterrichten lassen. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß das Kind nach und nach die katholische Religion liebgewinnen und vielleicht selber einmal der katholischen Kirche sich anschließen wird.“

Die Antwort, welche Herr Pastor Magnússon meiner Mutter gab, überraschte mich, den kleinen überzeugten Protestanten, im höchsten Grad.

„Sie fragen mich“, erwiderte er, „was ich über diesen Plan denke. Das will ich Ihnen gleich sagen: Ich denke, daß diese ganze Angelegenheit eine seltene, eine große Gnade Gottes ist. Gott hat etwas Besonderes mit Ihrem Kinde vor. Die göttliche Vorsehung ist hier sicher am Werke. — Sie meinen, daß Ihr Sohn mit der Zeit vielleicht katholisch werden wird. Was mich betrifft, so meine ich, daß er nicht nur vielleicht, sondern ganz sicher katholisch werden wird. Denn es ist schwer für einen Protestanten, längere Zeit unter frommen, eifrigen Katholiken zu leben, ohne selbst katholisch zu werden. Denn er wird bald einsehen, daß die katholische Religion besser ist als die unserige.“

Wir dürfen nicht vergessen, daß die katholische Kirche unsere Mutterkirche ist, und daß wir all das Gute, was wir überhaupt besitzen, von ihr bekommen haben. Zur Zeit Luthers waren viele Mißbräuche in den katholischen Ländern, doch die katholische Kirche hat diese Mißbräuche nach und nach selbst abgeschafft und das Reformationswerk viel besser durchgeführt, als Luther es tun wollte.“

Hier wandte sich der alte Herr zu mir, schaute mich freundlich an und sagte:

„Also, mein kleiner Monni, ich sage es dir voraus: Du wirst drüben in Frankreich katholisch werden, und wenn du es geworden bist, werde ich dir dazu Glück wünschen.“

Ich war so erstaunt, daß ich zuerst nicht wußte, was ich sagen sollte. Es war mir unbegreiflich, daß ein protestantischer Prediger so über die katholische Kirche sprechen konnte. Schließlich brach ich aber das Schweigen und sagte:

„Aber, Herr Pastor, ich werde sicher nicht katholisch werden. Ich habe mir vorgenommen, meiner Religion treu zu bleiben.“

Herr Pastor Magnússon warf mir wieder einen freundlichen Blick zu und sagte:

„Das hast du dir in der besten Meinung vorgenommen, mein kleiner Freund. Du wirst aber sehen: diesen Vorsatz wirst du kaum auf die Dauer halten können.“

„Doch, Herr Pastor!“ antwortete ich eifrig, „ich werde ihn halten. Ich habe in der letzten Zeit über die Katholiken und ihre Religion so vieles gehört, das mir gar nicht gefällt. Ich habe deshalb wenig Lust, katholisch zu werden.“

In der That hatte ich bei meinen Abschiedsbesuchen allerlei Böses und Lächerliches über die katholische Religion gehört.

Da nun der gute Herr Pastor Magnússon mich fragend anschaute, erzählte ich ihm einiges davon:

„Bei einem meiner Abschiedsbesuche“, sagte ich ihm, „hat man mir erzählt, daß die Katholiken die Heilige Schrift verworfen haben, so daß man die Bibel

bei ihnen gar nicht kennt. Man hat mir auch gesagt, daß sie die Jungfrau Maria und auch den Papst anbeten. Es sollen auch bei den Katholiken sehr gefährliche Sekten sein, besonders die der Jesuiten. Diese Menschen sollen ganz gottlos und schlecht sein....“

Da ich merkte, daß der Herr Pastor sowie auch meine Mutter lächelten, fuhr ich um so eifriger fort:

„Ein großer Junge hat mir auch erzählt, daß der katholische Gottesdienst sehr lächerlich sei. Da würde immer mit Glocken und Schellen geläutet. Wenn die Katholiken in ihren Kirchen und Kapellen zusammenkommen“, sagte er, „da bekommt ein jeder von ihnen eine Schelle in die Hand. Der ganze Gottesdienst besteht dann darin, daß alle auf einmal anfangen zu schellen! — Ein anderer sagte mir, daß die Katholiken meinten, Gott dadurch zu ehren, daß sie jedes Jahr monatelang nur Stockfisch essen. Und das müßte auch ich tun, wenn ich katholisch würde....“

Jetzt lachten meine Mutter und der Herr Pastor laut auf.

Herr Magnússon sagte: „Aber, mein lieber Nonni, glaubst du denn, daß alles das auch wahr sei?“

„Ist es denn nicht wahr, Herr Pastor?“ fragte ich kleinlaut.

„Nein, mein Lieber. Das alles sind alte Redensarten und Anklagen, die meist ungebildete Leute gegen die Katholiken anführen. Mit der Wahrheit haben diese Anklagen gewöhnlich nichts zu tun. Ubrigens wenn du nach Frankreich kommst, wirst du dich ja bald selbst überzeugen können, was davon zu halten ist.“

Unser Gespräch mit Herrn Pastor Magnússon dauerte noch eine kleine Weile. Da ich aber einiges davon in meinem Buche „Nonni“ schon angeführt habe, übergehe ich es hier.

So nahmen wir denn bald Abschied von dem freundlichen Herrn und ritten nach Haus.

Auf dem Heimwege machte meine Mutter mir ein Zeichen: sofort lenkte ich mein Pferd dicht zu dem ihrigen hin, und so ritten wir Seite an Seite.

„Nonni“, sagte sie mir, „du darfst nicht alles glauben, was man gegen die Katholiken sagt. Man kennt ja nur wenig von ihnen hier, so daß man sich leicht über sie täuscht. Es wäre schade, wenn du nach Frankreich mit dem Kopf voll von Vorurteilen und irrigen Vorstellungen kommen solltest. Aber die katholische Religion habe ich genau dieselbe Meinung wie Herr Pastor Magnússon. Wenn du also nach Frankreich gekommen bist und vielleicht mit der Zeit wünschen solltest, katholisch zu werden, so sage ich dir schon jetzt, daß ich dagegen nichts einzuwenden habe. Ich würde mich im Gegenteil darüber freuen; denn ich glaube, daß du deine Unschuld leichter bewahren wirst, wenn du als Katholik unter der Leitung von katholischen Geistlichen stehst. Bei guten Katholiken werden die Kinder mit größter Sorgfalt erzogen. In dieser Beziehung wendet die katholische Kirche ausgezeichnete Mittel an, die bei uns Protestanten kaum mehr im Gebrauch sind.“

Da gerade ich bald der Gegenstand dieser katholischen Erziehungsmethode werden sollte, und da diese Mittel gerade auf mich sollten angewendet werden, wurde ich ein wenig argwöhnisch und beeilte mich, die Frage zu stellen:

„Aber, Mutter, was für Mittel sind denn das?“

„Es ist eine besondere Seelenleitung, Nonni, und vor allem die Beichte.“

Diese Antwort beruhigte mich in einer Beziehung. Ich wunderte mich aber doch über das, was meine Mutter eben gesagt hatte. Denn von der Beichte bei den Katholiken hatte ich öfters sprechen hören, aber fast immer mit Geringschätzung.

Nachdem ich eine Zeit lang darüber nachgedacht hatte, fielen mir plötzlich die Worte des Herrn Pastor Magnússon über die Jesuiten ein. Sofort wandte ich mich an meine Mutter mit der Frage:

„Aber die Sekte der Jesuiten, Mutter, sollte auch sie gut sein?“

„Ach Kind, auch sie ist nicht so, wie es dir gesagt worden ist. Die Jesuiten sind Menschen wie wir. Nur sind sie streitbar und haben viele Feinde. Es gibt wenig Menschen, die so verleumdet worden sind wie sie.“

Als wir nach Haus zurückgekommen waren, rief meine Mutter mich zu sich und sagte:

„Was meinst du von dem, was ich dir soeben auf dem Weg sagte? Hättest du wohl Lust, katholisch zu werden?“

„Wenn ich ehrlich sein soll, Mutter“, erwiderte ich ihr, „da muß ich dir gestehen, daß ich bis jetzt keine Lust dazu habe.“

„Ich verstehe das sehr gut, mein lieber Nonni; denn du kennst diese Religion ja nicht und hast auch öfters Böses darüber sprechen hören. Wenn du aber einmal bei den Katholiken sein wirst und selber siehst, wie dort alles in Wirklichkeit aussieht, da könnte es doch kommen, wie ich es dir vorher sagte, und wie du es auch von dem Herrn Pastor Magnússon gehört hast, daß du mit der Zeit Lust bekommst, in die katholische Kirche aufgenommen zu werden. In diesem Fall könnte es dann aber sein, daß deine katholischen Vorgesetzten nach der Einwilligung deiner Eltern fragen würden. Damit du also in keine Schwierigkeiten kommst, will ich dir für alle Fälle diese Einwilligung schon jetzt schriftlich mitgeben.“

Und sofort schrieb meine Mutter auf ein Blatt Papier ihre Erklärung. Ich will sie hier in wortgetreuer deutscher Übersetzung wiederholen. Sie lautete so:

„Ich Unterzeichnete, Mutter des Knaben Jón Svensson, erkläre hiermit, daß ich nichts dagegen einzuwenden habe, daß dieser mein Sohn in die katholische Kirche aufgenommen wird, falls er es selber wünschen sollte.“

Sigrídur Jónsdóttir.

Dieses Blättchen gab sie mir und bat mich, es gut aufzubewahren. Ich habe es so sorgfältig aufbewahrt, daß ich es bis zum heutigen Tag noch besitze.

(Fortsetzung folgt.)

Jón Svensson S. J.